

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 11

Artikel: Madame Bonjour
Autor: Heller, Erna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665980>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bei Betrachtung eines Sammlers

Von Richard Gerlach

Die einen nennen ihn Rautenflecksalmmler, die anderen Schwanzflecksalmler, die dritten Roten Salmmler von Buenos Aires. 1922 wurde er zuerst nach Europa mitgebracht, und 1923 bekam er den wissenschaftlichen Namen *Hemigrammus caudovittatus*. Ich habe zwei Fischchen dieser Art seit einem Jahr täglich auf meinem Schreibtisch vor Augen. Zuweilen sehe ich die silbernen Schuppenleiber aufleuchten, ein paar stürmische Schwanzschläge, eine heftig drängende Drehung. Dann wieder stellt sich einer der beiden köpflings zum Boden und schnappt nach einem Wasserfloh. Auch jagt der grössere den kleineren immer wieder aus der Lichtseite des Aquariums in die Schattenseite. Das geht so vor früh bis spät. In jedem Augenblick fächeln die Flossen, die Bewegung hört nie auf, solange das Licht durch die Scheiben fällt. Nur in der Nacht stehen die Fische stiller zwischen den Wasserpflanzen.

Als ich diese beiden bekam, waren sie halb so gross wie heute. Jetzt sind sie mit sieben Zentimetern fast ausgewachsen. Gewiss, es gibt unter den achthundert südamerikanischen Salmmlern viele, die schöner leuchten und mit zarteren Farben geschmückt sind, bläuliche, grünliche, rosenfarbene. Die Beilfische mit dem ausgebuchteten Bauch und

die funkelnden Neonfische gehören dazu, die blinkenden Scheibensalmmler und die Pirayas mit dem furchtbaren Gebiss. Meine Rautenfleckensalmmler prunken nicht sehr mit den Farben und sind harmlos. Immerhin, der obere Augenrand ist mit dem hübschesten Rot geziert, und der dunkle Karofleck mit seinen gelben Säumen macht die Schwarzwurzel zu einer reizenden Signalscheibe.

Ich bin nie im Mündungsgebiet des La Plata-Stromes gewesen und weiss nicht, wie die Rautenflecksalmmler dort leben. Aber ich kann mir ausmalen, dass ihre Schwärme in unermüdlicher Munterkeit durch die Buchten treiben. Auf meinem Tisch erinnern mich die Fischchen daran, dass die Welt grösser ist, als meine vier Wände es mir einreden wollen, dass über weiten Flüssen das Licht glänzt. Ich sehe eine von achthundert Arten vor mir, und die übrigen siebenhundertneundneunzig benehmen sich alle verschieden. Nur einen winzigen Bruchteil der Schöpfung kann ich anschauen und bestaunen. Es ist nicht viel. Aber man muss irgendwo anfangen. Wer könnte alle Fische, Vierfüssler, Gefiederten, Krebse, Spinnen, Fliegen, Wanzen, Käfer, Schnecken, Quallen und Würmer sehen, wie sie sind?

Madame Bonjour

Es war um die Mitte der zwanziger Jahre, zu einer Zeit also, wo Haare und Röcke der Damen immer kürzer, ihre Taillen dagegen immer länger wurden und ihre Hüte tief über die Augen gestülpten Blumentöpfen glichen. War es da ein Wunder, dass eine Gestalt wie die Madame Bonjours Kopfschütteln erregte? Nicht nur, dass die Eleganz, die sie zur Schau trug, einem verklungenen Jahrhundert angehörte, ihre ganze Erscheinung war von so luxuriöser Fragilität und souveräner Unantastbarkeit, dass sie zu unserer pietätsfeindlichen Aera in geradezu verblüffendem Widerspruch stand. Es hatte den Anschein, als sei sie dem barocken Rahmen eines verblichenen Gemäldes entstiegen: Ueber einer anmutig gerafften Taffetmantille, deren raschelnder Faltenwurf hochnackige

Knopfstiefeletten mehr ahnen als sehen liess, wölbte sich ein mit Spitzen und Volants neckisch verzierter Sonnenschirm, der die hochbusige Oberhälfte nur freigab, wenn seine Trägerin auf dem schmalen Trottoir einem Vorübergehenden ausweichen musste. Sie schien das nur ungern zu tun, wobei sie stillzustehen und den Betreffenden mit einem missbilligenden Blick zu messen pflegte. Am bemerkenswertesten aber erschien uns Kindern der Umstand, dass Madame Bonjour ununterbrochen flüsternde Selbstgespräche führte, von denen wir — zumal sie auf Französisch vonstatten gingen — kein Wort verstehen konnten. So blieb sie uns stets fremd und rätselhaft. Das einzige, was wir mit Sicherheit wussten, war, dass sie hinter einem von zwei Löwenköpfen flankierten schmiedeeisernen



Im Fontannetal

Photo E. Brunner

Portal wohnte. Das Gebäude selbst bekamen wir indessen nie zu Gesicht, da es von den zottigen Fichten eines geräumigen Parkes verdeckt war.

Wenn es sich zufällig traf, dass ich Madame Bonjour hinter jener kunstvoll verschnörkelten Pforte verschwinden sah, hörte ich den feinen Kies unter ihren hastig trippelnden Füßen knirschen, und der klagende Ton des langsam ins Schloss fallenden Gatters jagte mir regelmässig kalte Schauer über den Rücken. Wenn ich fest davon überzeugt war, dass hinter jenen Bäumen ein kristallenes Märchenschloss sich verbarg, so schien es mir ebenso unzweifelhaft, dass dort irgendein unheimlicher Zauberer seine Hand mit im Spiel haben musste.

Dies alles erklärt noch nicht, wie ich — ein ungewöhnlich scheues Kind — eines Tages den Mut zu einem Unternehmen fand, an dessen blosser Möglichkeit ich normalerweise nicht einmal zu denken gewagt hätte. Zurückblickend will mir scheinen, als gehorchte ich damals blindlings einem inneren Befehl, ohne mir über Ziel und Zweck meines Handelns im geringsten Rechenschaft zu geben.

Dieser «Befehl» erreichte mich in der Schule, und zwar just in einem Augenblick, als wir — nach beendeter Geographiestunde — zum Gesangsunterricht in die Aula übersiedelten. Ich erinnere mich, wie ich auf dem Weg dorthin unvermittelt stehen blieb, suchend in meinem Tornister wühlte und schliesslich den Vorsprung meiner Klassengenossin dazu benutzte, um mich unbemerkt davonzumachen. Obwohl es das erstemal war, dass ich eine Schulstunde schwänzte, fühlte ich keine Spur von schlechtem Gewissen. Ohne Zögern, aber auch ohne Hast begab ich mich auf den Heimweg.

Auf halber Strecke zwischen Schulhaus und elterlicher Wohnung lag der Park von Madame Bonjour. Als sei es eine ausgemachte Sache, wandte ich mich jenem Portal mit den Löwenköpfen zu — und erst als das Gatter mit dem bekannten klagenden Laut hinter mir ins Schloss fiel, setzte ein merkbare Herzklopfen ein. Gleich einem, der aus einer Betäubung erwacht und alle Stadien des Wiederzusichkommens durchlebt, so wurde ich mir, je weiter ich in das Geheimnis vordrang, der Ungeheuerlichkeit meines Unternehmens bewusst. Dessenungeachtet war es mir unmöglich, mich von dem eigentümlichen Zwang, der mich weiter und weiter trieb, zu befreien. Unter meinen Füßen knirschte der Kies, wie ich

ihn vormals unter Madame Bonjours Trippelschrittchen hatte knirschen hören, und das Geräusch erfüllte mich mit hilfloser Angst. Vom Wipfel einer flechtenbehangenen Fichte startete ein Schwarm junger Raben, ihr kreischendes Schimpfen und Flügelschlagen erschienen mir wie eine vieldeutige Warnung. Widerstrebend, doch einem unheimlichen Zwang ausgeliefert, setzte ich meinen Weg fort. Der führte mich zwischen buschigem Fichtennachwuchs auf eine Pappelallee. Am Ende derselben gewährte ich ein mit unzähligen Türmchen und Balkonen verziertes schlossartiges Gebäude, das rubinrot in der Sonne funkelte. Es mochte aus rotem Sandstein gewesen sein; mir jedenfalls erschien es über die Massen kostbar, und ich näherte mich ihm mit atembeklemmender Bewunderung, als handle es sich um ein Gebilde aus Tausendundeiner Nacht...

Die Fenster der Vorderfront waren durchwegs von dichtschiessenden Jalousien versperrt. Zur Seite eines über und über mit Moos und Efeu bewachsenen Springbrunnens führte eine Freitreppe zu einem verandaartigen Vorbau. Den messingenen Klingelzug schmückte ein grünpandurchsetztes Wappen. Als ich aber an seinem Knopf zog, gab er keinen Laut von sich. Unschlüssig, was zu tun sei, kauerte ich auf einer der grasüberwucherten Stufen nieder. Indes meine Finger spielerisch an den verdorrten Rippen eines Unkrautes zupften, hörte ich von drinnen einen vielstimmig disharmonischen Klang, so als hätte sich jemand versehentlich auf die Tastatur eines Klaviers gestützt. Das Geräusch wiederholte sich, dann vernahm ich nur noch einzelne unzusammenhängende Töne, als ob ein kleines Kind die Geheimnisse jenes Instrumentes zu ergründen suchte. Was übrig blieb, waren zwei Töne, die sich in gleichbleibendem Rhythmus wiederholten. Das Geräusch hatte etwas von der aufreizenden Einförmigkeit eines tropfenden Wasserhahns...

War ich bisher ohne die ausdrückliche Zustimmung meines Bewusstseins vorgegangen, so trieb mich plötzlich eine unbezähmbare Neugier, die auch den letzten Rest schlafwandlerischer Befangenheit auslöschte: Auf Zehenspitzen schlich ich mich um das Gebäude herum, fand auf seiner Hinterseite eine halboffene Glastür und gelangte, sie vorsichtig aufstossend, in eine Art Vestibül mit Zierpalem und allerlei Topfpflanzen. Der Boden war mit glänzenden, schwarz-weißen Steinplatten ausgelegt, gleich einem Schachbrett. Ehe ich ihn

betrat, streifte ich an der Schwelle meine Sandalen ab. So gelang es mir, geräuschlos bis zur nächsten Türe vorzudringen, hinter der ich die Ursache jenes rätselhaften Tongestammels vermutete. Auch sie war nur angelehnt; durch den sich behutsam verbreiternden Spalt gewahrte ich die bedrohlichen Umrisse eines Konzertflügels, und davor — steif und leblos wie eine Marionette — Madame Bonjour! Noch nie hatte ich sie ohne Hut und Schleier gesehen. Ihr Gesicht, von unordentlichen Haarsträhnen umfranst, erschien mir fahler und lebloser als sonst. Um ihren Mund, dessen Lippen sich mechanisch bewegten, lag ein Lächeln, das, bei aller Entrücktheit, etwas beinahe Grausames hatte. Aber diese Grausamkeit war gewissermassen nach innen gekehrt... Wie hypnotisiert verharrte ich auf meinem Posten; hypnotisiert vor allem durch die Bewegung jener durchscheinenden Hand, die — zu einem unheimlichen Mechanismus erstarrt — dieses nicht enden wollende Pendeln zwischen zwei Tönen hervorbrachte.

Ich weiss nicht, wie lange ich so gestanden hatte, als aus einem abgelegenen Teil des Hauses ein Dröhnen sich bemerkbar machte (das ich erst viele Jahre darnach als das Vibrieren eines Gongs identifizierte). Fast gleichzeitig erschien im gegenüberliegenden Eingang eine Schwester mit gestärkter Haube. Mich enger hinter den Türpfosten zurückziehend, konnte ich sehen, wie sie der Kranken von hinten die Hand auf die Schulter legte, während sie ihr auf Französisch etwas zuraunte. Die Angeredete schien von dieser Störung keine Notiz zu nehmen, doch sträubte sie sich nicht, als die Schwester behutsam ihre Finger von den Tasten löste und sie sanft vom Stuhl zog. Gleich

einem Medium, mit geschlossenen Lidern, trippelte sie am Arm der Schwester dem Ausgang zu.

Jetzt erst, da die quälende Musik verstummt war, lockerte sich die Spannung, die mich an jenen Türpfosten gebannt hielt. Ich bekam in jenem Augenblick zum allererstenmal etwas von jener Willkür zu spüren, mit der ein undurchschaubares Schicksal den Menschen an unbekannte Mächte auszuliefern imstande ist.

Als hätte meine Einbildungskraft es darauf abgesehen gehabt, diese Empfindung ins Visionäre zu steigern, verwandelte sich der verstummte Konzertflügel in ein zähnefletschendes Ungeheuer, das mich auf der nun einsetzenden, angstgepeitschten Flucht hartnäckig zu verfolgen schien. Die Glieder, von der lang anhaltenden Spannung noch wie gelähmt, gehorchten nur widerwillig dem Kommando meines jäh erwachten Selbsterhaltungstriebes. Als ich in beschwerlicher Hast die Allee erreichte, merkte ich, dass ich auf blossen Strümpfen lief. Obwohl die spitzen Kiesel sich schmerzhaft an meine Fusssohlen hefteten, durchjagte ich den Park in wildem Galopp und nichts in der Welt hätte mich dazu bewegen können, an jenen Ort zurückzukehren.

Von Stund an mied ich den Weg, der an dem schmiedeisenernen Tor mit den Löwenköpfen vorbeiführte. Kaum zwei Wochen waren seit jenem Erlebnis vergangen, als eine Anzeige im Lokalblatt meldete, dass Madame Bonjour nach langer, tragischer Krankheit zur letzten Ruhe eingegangen sei. Diese Nachricht stimmte mich beinahe froh — denn ich wusste nun, dass es Dinge gibt, die man mehr zu fürchten hat als den Tod.

Erna Heller.

Ein vergessenes Jubiläum:

Fünfzig Jahre Wildwestfilm

Im Jahre 1903 drehte Erwin S. Porter in New Jersey einen Wildwestfilm. Er hiess: «Der grosse Eisenbahnraub» und dauerte zwölf Minuten. Darin raubt eine Bande einen Eisenbahnzug aus, wird vom Sheriff und seinen Gehilfen verfolgt und nach einer wilden Schiesserei ausgerottet.

Und damit war der Wildwester geboren worden.

Nun ist er also ein stattlicher Fünfziger. Ein Film in den besten Jahren. Er hat reden, singen und knallen gelernt und sogar Farbe angenommen.

Aber trotz seiner technischen Entwicklung ist er geistig ein wenig zurückgeblieben. Er gebärdet sich noch immer, als ob er in den Kinderschuhen stecke.

Es gibt natürlich Ausnahmen. So hat John Ford einige ganz prachtvolle Wildwester geschaffen — ebenso der Regisseur Fred Zimmermann, dessen letztes Werk «High Noon» durch die menschliche Vertiefung weit über die gewöhnlichen Wildwester hinaus weist.